Peter H. Duhm

Therapiesex

Prostata-Roman

Kellner Verlag
Bremen Boston

Peter H. Duhm

Therapiesex

Prostata-Roman

Kellner Verlag
Bremen Boston

Dieses Buch ist bei der Deutschen Nationalbibliothek registriert:
Die bibliografischen Daten können online angesehen werden:
http://dnb.d-nb.de

Aus der großen, weiten Männer-Welt:

»Wie – Prostata?
Habe ich nicht, bin gesund!«,
sprach ein Vierzigjähriger zum anderen.

Der Autor:

Peter H. Duhm wurde 1942 in Hamburg geboren, studierte Wirtschaftswissenschaften, promovierte und arbeitete als Modemacher, heute als Schriftsteller in Deutschland und Spanien. Therapiesex ist sein erster Roman. Bei Universitäten in Russland, Usbekistan und anderen Ländern war und ist er als Honorarprofessor in Sachen Fashion-Management tätig.

Erlesene Erotik
www.erlesene-erotik.de
NEU Versandkostenfrei!

© 2012 by KellnerVerlag, Bremen | Boston
St.-Pauli-Deich 3 | 28199 Bremen
Tel. 0421 77866 | Fax 0421 704058
sachbuch@kellnerverlag.de
www.kellnerverlag.de

Lektorat & Layout: Klaus Kellner & Manuel Dotzauer
Umschlag: Designbüro Möhlenkamp | Bremen

ISBN 978-3-939928-73-7

Inhaltsverzeichnis

6	Elfi, syrische Rosinen
11	Die erste Operation
14	Rolex für die Herren
19	Elfi, Blut an der Lippe
24	Frau Eveling
28	Elfi beißt zu
32	Auch der zweite Hoden
36	Briefe fliegen aus dem T-Shirt
39	Zu Besuch bei Frau Eveling
43	Gegen die Vorschriften
46	Ich werde immer schwerer
51	Auch das noch: TBC
54	Vor dem heißen Wochenende
57	Auf der Reeperbahn
63	Trini wirkt fesselnd
67	Unbeschwerte Stunden
76	Schön war‘s, nun tschüs
78	Die Diagnose
81	Die Frau haut mich um
85	Sorgen zwischen Hamburg und Malle
91	Der Schritt in die Zukunft
97	Nach der OP
102	Nadeln im Penis
112	Noi, Mandelaugen
118	Nur kuscheln?
124	You, good man, Germany
128	11. September in Las Vegas
134	Sagenhafte Massage
139	Meine Twin Towers
143	Wieder Krebs?
146	Miese Laune in L.A.
150	Einheimische unerwünscht
156	Im Rollstuhl
167	Tränen beim Abschied
177	Strahlen, nichts als Strahlen
185	Nachworte

Prolog

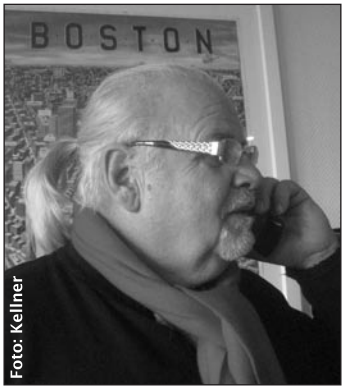

Foto: Kellner

Die Diagnose über den Tumor traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Ich spielte Golf auf Mallorca, als der Urologe anrief. In seiner typischen, direkten Art teilte er mir die Ergebnisse der Voruntersuchung schonungslos mit: Prostatakrebs. Schnelles Handeln sei angesagt. Der Urologe redete und redete, bis ich ihn unterbrach und ihm genauso direkt, aber leiser mitteilte: »Ich spiele Golf.« Schweigen. Ich hörte noch: »Rufen sie mich bitte schnellstens an.«

Für mich war das kein Grund, die Golfrunde abzubrechen oder die Hände in den Schoß zu legen und sofort in Depressionen zu verfallen. Wichtig war mir, der jeweiligen Krankheit nicht zu gestatten, die Oberhand zu gewinnen. Ich erkundigte mich stets selbst über die Notwendigkeit und die möglichen Folgen der Operationen, um möglichst lange leben zu können. Das ist mir gut gelungen.

Prostatakrebs lässt sich beeinflussen und willensstark zurückdrängen. Ich wusste aus der Literatur, dass gerade das Prostatakarzinom meistens sehr langsam wächst. Bei mir aber nicht. Aggressiv und schnell stiegen die PSA-Werte an. Trotz dieser schlechten Nachricht dachte ich an die vielen Katastrophenmeldungen, die ich im Laufe meines Lebens schon gehört und überlebt hatte: Hodenkrebs, TBC, Lungenprobleme etc. Zur Bewältigung dieses neuen Problems benötigte ich viel Zeit – und ausreichenden Willen, um das Leben mit der Krankheit zu erlernen.

Selbstverständlich sollten auch die behandelnden Ärzte für die Beantwortung von Fragen zur Verfügung stehen. Mir war jedoch schon sehr früh bewusst geworden, dass Ärzte zumeist nur über theoretisches Wissen verfügen und bestenfalls von den Berichten der Patienten partizipieren. Ich kenne keinen Urologen oder sonstigen Arzt, der selbst den Verlust der Prostata oder seiner

Hoden durch Krebs hinter sich hat oder der TBC ohne bleibende Schäden überlebte. Das schränkt deren Einfühlungsvermögen in die Lage des erkrankten Mannes erheblich ein.

Familie, Frauen, Freunde und Erfolg im Beruf gaben mir stets erneut Kraft und Ausdauer. Das Besinnen auf mich selbst, das Erkennen der kleinen Schönheiten des Lebens entdeckte ich dadurch. Ich kann mich seitdem über wunderbare Sonnenuntergänge und Orchideen freuen, während andere in Kneipen versacken. Meine Sexualität lernte ich neu zu genießen, während andere Männer damit prahlten, mit wie vielen Frauen sie wie oft geschlafen hätten.

Jede Krankheit, vom Schnupfen bis zum Karzinom, birgt immer die Chance zum Obsiegen des Erkrankten in sich. Beim Schnupfen schwitzen wir uns in einer Woche gesund, gegen Krebs müssen wir deutlich länger kämpfen. Oft fiel mir zwar alles sehr schwer, häufig war ich fertig mit den Nerven und wollte nicht mehr leben. Aber das Licht am Ende des Tunnels ist für alle da. Das Leben mit Krebs ist anders geworden: neu und aufregend.

Mit diesem Roman, der weitgehend authentisch die Erlebnisse meiner positiven und negativen Lebenssituationen schildert, will ich erreichen, dass sich Männer und Frauen aussprechen und sich niemals aufgeben. Lebende Personen sind hierin jedoch nicht porträtiert worden, ebenso wenig betriebliche Vorgänge. Figuren und Vorgänge sind fiktional.

Peter H. Duhm

Elfi, syrische Rosinen

Die Kreuzung war wieder einmal dicht. Vom Dammtorbahnhof in die Grindelallee war kein Durchkommen. Mein Wagen war voller neuer Hosen und T-Shirts: neue Mode aus Hongkong, die gerade für die nächste Saison eingetroffen war. »Evelyn, genannt ›Elfi‹, wartet bestimmt schon«, murmelte ich leise vor mich hin.

Eigentlich wusste niemand mehr so genau, warum wir Teile aus unserer Kollektion an diese kleine Boutique in der Grindelallee lieferten. Unsere »normalen« Kunden waren die Großabnehmer, also C & A, Hertie, Karstadt und die Versandhäuser OTTO und Quelle. Außerdem hatten wir bei EduScho-Kaffee in Bremen an einer der ersten Musterungen für Textilien teilgenommen. Denn in den EduScho-Filialen sollten demnächst viele neue Artikel – nicht nur Kaffee – angeboten werden. Wir hatten einen Auftrag über zehntausend Polohemden bekommen. Das waren Kunden, die zwar präzise beliefert werden mussten, aber großen Umsatz brachten.

Das Kleingeschäft – hier mal zwanzig Hosen, dort mal fünfzig Blusen und wenn möglich auch noch etwas von der Seidenwäsche – war eigentlich nicht mehr unser Business. Aber mit Elfi und ihrem Chef war das etwas anderes. Irgendwann hatten wir den guten Arthur auf einer der vielen abendlichen Hamburger Partys kennen gelernt. »Handelt ihr nicht mit Mode?«, hatte er uns gefragt und damit ein Gespräch aufgedrängt. Willi, mein Kompagnon, und ich waren plötzlich der Mittelpunkt der Party gewesen. Modeleute sind immer beliebt.

»Ich verkaufe ganz gut. Und mit neuer, frischer Ware ist am Grindel immer gut Geld zu machen«, hatte Arthur beiläufig erwähnt, uns dabei angesehen und mit einem Seitenblick Elfi, seine Verkäuferin, angegrinst.

»Kommt doch mal vorbei.« Elfi stand vor uns. Eigentlich sah ich nur Beine, denn Elfi war groß und sehr schlank. Die Augen bemerkenswert. Schwarze Riesenoliven inmitten eines runden, leicht gebräunten, wüstensandfarbigen Madonnengesichtes. »Immer von Dienstag bis Samstag bin ich im Laden. Und Kaffee gibt's auch.« Was für eine Stimme. Blue Velvet ... blauer Samt war rau dagegen. Pure Erotik.

Arthur beendete meine Träume jäh. »Nicht so viel von jedem Artikel, bringt einfach vorbei, was ihr nicht mehr braucht. Wir rechnen wöchentlich ab. Bar auf die Hand. Vergesst die Rechnungen. Elfi schreibt auf, was ihr bringt, und wir sehen weiter. Kommt, guckt euch den Laden an und bringt gleich was mit. Heiße Wäsche, Tops und alles in Seide, das kaufen die jungen Mädels immer wieder.«

Arthur hatte nicht aufgehört zu reden. Seine kleine Boutique war der Mittelpunkt seiner Welt. Elfi hatte neben ihm gestanden, still vor sich hingelächelt und dann gesagt: »Also, kommt vorbei und bringt was Schönes mit. Am besten dienstags. Ich habe dann neue Ware für das Wochenende. Morgens ist es ruhig.« Schwungvoll hatte sie sich umgedreht und war im Gewühl der Partygäste verschwunden.

Die Kreuzung war endlich frei. Der morgendliche Stau hatte sich aufgelöst. Langsam rollte mein neuer, schwarzer Citroen DS 23 aus, in den 1970ern eines der besten Autos. Vor der kleinen Boutique gab es einen freien Parkplatz, allerdings mit Parkuhr. Unglaublich, in Hamburg, am Grindel, geschehen noch Wunder.

Mode zum Kunden bringen bedeutet immer: anpacken und schleppen, abgerissene Fingernägel, Kratzer und verschwitzte Kragen. Kartons oder Kleidersäcke sind ziemlich unhandlich und immer viel zu schwer.

»Arthurs Modezirkus« prangte in heller Schrift auf schwarzem Glas über der breiten Schaufensterscheibe. Wie sollte ein Geschäft auch sonst aussehen? Schwarzes Glas war in den 1970er-Jahren als Dekorationsmittel absolut wichtig. Auch wenn der Laden keine 1A-Lage hatte, sollte er doch wenigstens cool aussehen.

Elfi stand mit einer Tasse in der Hand vor den Umkleidekabinen. Ihr breiter, sinnlich rot geschminkter Mund verzog sich zu einem Lachen. Offensichtlich unterhielt sie sich mit einer Kundin, die gerade etwas anprobierte. Durch die beiden Scheiben – Autoscheibe und Schaufenster – wirkte alles wie eine Kinoleinwand, sah alles unwirklich und weit entfernt aus. Wie im Traum, kam es mir in den Sinn.

»Hallo, guten Morgen.« Mit einem Arm voller neuer Jeans und einiger T-Shirts im obligatorischen Kleidersack stand ich im Laden. Elfi verdrehte die Augen in Richtung des schwarzen Vorhangs vor der Kleiderkabine. »Ist gerade eine Freundin drin.«

Sie drehte nochmals die Augen auf die Unsichtbare hinter den sich leicht bewegenden Stoffvorhang. »Leg die Sachen hinten hin. Wenn ich fertig bin, komm ich rüber und trink was mit dir. Geh schon mal zu Fritz.«

Auf der anderen Straßenseite gab es einen Doppelladen. Fritz war der Schlachter. Mit dem freigewordenen Nebenladen hatte er seine Verkaufsfläche enorm vergrößert. Schlachterei auf der einen Seite, Bistro auf der anderen. Frühstück gab's und »Mittagstisch« stand auf dem großen Schild auf der Straße. Bei Fritz war es immer voll. Er wusste, was Studenten wollen, hatte manches gute Wort parat und sehr gute Preise. Das war wichtig im Hamburger Universitätsbezirk.

Mit meinem Kaffee in der Hand starrte ich wieder durch zwei Scheiben in den kleinen Laden gegenüber. Elfi reichte Hosen hinter den schwarz glänzenden Vorhang, lachte und nahm einen bunten, mit eingestrickten Karos geschmückten Pullover entgegen. Von der Kundin war nur die Hand vor dem schwarzen Stoff zu sehen. Die Hand, die aus dem Nichts kam. Eine nackte Hand und ein Pullover.

Elfi sah zu mir herüber und nickte mit leicht geöffnetem Mund. Sie wirkte zufrieden und sah gut aus: kurzes Oberteil, sehr enge Jeans und Stiefeletten. Natürlich alles in Schwarz. Ihre großen Augen konnte ich selbst auf diese Entfernung als strahlend ausmachen. Und die Figur – unglaublich. Sehr schlank, nur lange Beine und dunkle Augen. Und das früh am Morgen. Wie im Kino sah ich dies alles aus der Distanz, als Zuschauer.

Ich stand immer noch im Bistro. Mit der Tasse in der Hand. Sie kam nicht herüber zu Fritz, wie ich gehofft hatte. Sie wartete auf mich. Selbstverständlich hatte ich gesehen, dass die Kundin gegangen war, mit einer schwarzen Einkaufstasche am Arm. Sicherlich die erste Kundin des Tages.

Schließlich ging ich hinüber. Elfi war in den hinteren Räumen verschwunden. Ich hörte sie wühlen. Die Boutique war kleiner, als ich gedacht hatte. Vor dem Schaufenster stand eine kleine, schwarze Sitzecke. Rechts und links an den Wänden hingen an Stangen die Hosen, Jacken und Röcke, darüber waren in Regalen – exakt zusammengelegt – die T-Shirts, Pullover und Blusen untergebracht. Alles nach Farben und Größen sortiert. Gegenüber dem Eingang stand der antike Tisch mit einer großen, alten Kasse. Wirkte irgendwie elegant. Auch Modemagazine und die Stereoan-

lage durften nicht fehlen. Plattencover, Kassetten und Accessoires brachten mit ihren Farben Abwechslung in das elegante Schwarz. Der Strauß frischer gelber Osterglocken leuchtete doppelt so hell wie gewöhnlich in der schwarzen Einrichtung. Links stand ein Rollständer mit Kombi-Mode. Die Farbe Schwarz dominierte. Eigentlich war es Schwarz mit Weiß und Silber. Zusammengestellt zu kompletten Outfits. Hose, Jacke, T-Shirts und Pullover passten fabelhaft zusammen.

An dem großen, antiken Tisch vorbei musste man sich nach hinten in den kleinen, vollgestopften Lagerraum schlängeln. Vorbei an einer kleinen Kochecke mit reichlich ungewaschenem Geschirr. Der Kaffeeautomat brodelte und gluckste vor sich hin. Volle Aschenbecher, Biergläser und leere Flaschen standen herum.

»Bin noch nicht dazu gekommen. Montagabends ist immer viel los. Wir müssen dann Kundinnen bedienen. Dienstagmorgens habe ich dann die Drecksarbeit zu erledigen. Montags sind besondere Kundinnen hier. Vom Kiez.« Elfi hatte mich bemerkt. Sie stand an dem Kleiderständer mit den eben von mir gebrachten neuen Hosen und T-Shirts und sah auf die reichlich bestickten Jeans. »Wirklich gute Sachen. Habt ihr die entworfen?«

Während sie sich umzog, um die Sachen anzuprobieren, lachte sie mich an. Vielleicht aus Verlegenheit oder aus purer Lebensfreude. Völlig nackt, ohne BH, nur mit Höschen. Nur Samthaut und blitzende Augen. Die überlangen Beine standen leicht auseinander. Einen kleinen Busen hat sie, die kastanienroten Haare sind gefärbt, und noch viel mehr schoss mir durch den Kopf. Sie war nackt, aber es wirkte völlig normal, für sie offenbar nicht ungewöhnlich. Sie bückte und zwängte sich in die neue Hose, die wie angegossen passte.

»Welches T-Shirt passt dazu? Meinst du, das neue Wasserblau wirkt gut zu den roten Haaren? Mit Schwarz sieht das gut aus. Was ich trage, wollen die Kunden kaufen. Ist immer so.«

Oben ohne stand sie vor mir, die kleinen braunen Rosinen auf ihrer Brust waren hart aufgerichtet. Selbstsicher warf sie ihre Haare zurück. Eine rote Wolke flog über die Schultern.

»Nimm zur bestickten schwarzen Jeans das Monroe-T-Shirt in dem neuen Bleu, versuch es mal«, sagte ich, kam mir aber irgendwie deplatziert vor. Ihre Ungezwungenheit machte mich verlegen, wo sollte ich hinschauen? Sie beugte sich zu den T-Shirts

auf dem chromglänzenden Kleiderständer hinüber. Als sie sich zu mir umdrehte, pendelte wieder der haarige Vorhang vor ihrem Gesicht. Meine Augen wanderten über ihren ganzen Körper. Alles war perfekt. Unter ihrem Bauchnabel bildete der V-förmig offene Hosenbund einen durch den Reißverschluss glänzenden Rahmen. Wie eine Pfeilspitze nach unten. Und dann sah ich eine breite, walnussfarbige und leicht gekräuselte Narbe am Bauch.

»Von einem Autounfall. Ich hatte den Schaltknüppel im Bauch. Ist aber wieder okay.« Sie hatte die Frage wegen meines Blickes bemerkt. Auch diese Antwort kam wie selbstverständlich. Alles an ihr wirkte völlig natürlich und ungezwungen.

»Ich koche heute Abend. Komm gegen acht, Ränzelstraße. Unten ist ein Schuhgeschäft. ›Elfi P.‹ steht auf der Klingel. Ich würde mich freuen. Hast du den Lieferschein mit?« Sie deutete auf die angelieferten Waren. »Ich muss noch unterschreiben.« Barfuß – ihre lackierten Fußnägel passten farblich genau zum Kastanienrot ihrer Haare – ging sie in den Verkaufsraum. Einige neue Jeans baumelten wie abgezogene Häute über ihrem Arm. Sie drehte sich um, grinste und hielt den Kugelschreiber in der Hand. »Bis heute Abend dann. Stehen die Preise auf dem Lieferschein? Ich muss alles noch kalkulieren. Für diese hochmodischen Teile rechnen wir mit 180 bis 200 Prozent Aufschlag. Was denkst du? Bringst du Wein mit? Am besten einen roten, leicht und trocken. Ich koche was Französisches. Und komm nicht zu spät.«

Sie wartete nicht auf eine Antwort, für sie war alles klar. Offensichtlich wie immer, wenn sie einen Mann zu sich einlud. Ihre Art war sehr direkt. Sie unterschrieb den Lieferschein und küsste mich auf den Mund. Ihre Zunge fuhr zwischen meine Lippen, ihre Lippen fühlten sich an wie Samt. Die langen, seidigen Haare dufteten.

Damit war ich verabschiedet. Das Ende dieses Besuchs kam für mich plötzlich und irritierend. Genauso überraschend wie Elfis gesamter Auftritt. Sie wandte sich den neuen Artikeln zu, hängte sie auf den Kleiderständer und kombinierte diese zu neuen Outfits. Durch die Scheibe sah ich sie lächeln. Sie schoss Etiketten an die neuen Hosen. Aus den Augenwinkeln sah sie mir nach.

Ich saß wieder im Auto, winkte kurz zurück und ordnete mich in den fließenden Verkehr ein – und hatte vergessen, nach ihrer Telefonnummer zu fragen.

Die erste Operation

Als die Schwester ins Zimmer kam, hatte ich eine relativ ruhige Nacht im Krankenhaus verbracht. Ich lag da, die Beine seitlich am Bett festgebunden, meinen Hodensack hochgestellt, die Eier geschwollen, rechts so groß wie ein Tennisball, links wie ein Tischtennisball. Das tat weh, sehr sogar. Rechts viel mehr als links.

Ich durfte aufstehen. Langsam, sehr langsam umfasste mich Schwester Barbara und ging mit mir aus dem Jungenzimmer der Kinderklinik des Großen Krankenhauses in Bremen. Sieben Augenpaare starrten uns hinterher, leises Lachen.

»Der hat sich die Eier geklemmt«, hörte ich verhohlenes Kichern hinter mir. Meine sieben Zimmerkameraden kannten sich schon einige Tage. Ich war erst letzte Nacht eingeliefert worden, als mein rechter Hoden zu unglaublicher Größe angeschwollen war. Als ich durch die große Scheibe vom Flur aus zurückblickte, winkten die Jungs mir zu und lachten.

Unser Zimmer durfte niemand betreten. Auch die Eltern mussten draußen auf dem Flur warten. Durch die große Glasscheibe konnten sie uns dann zuwinken. Blumen, Obst oder Micky-Maus-Hefte mussten sie abgeben. Die wurden uns dann später ausgehändigt. Ich fühlte mich allein, denn meine Eltern durften nicht zu mir und mich in den Arm nehmen.

Es war mein erster Krankenhausaufenthalt, Mitte der Fünfziger Jahre. Das Bad war schräg gegenüber. Pinkeln durfte ich aber nur in die Bettflasche, was mir unangenehm war. Mit fünfzehn Jahren ist keiner so abgebrüht, dass ihm das egal wäre.

»Stell dich bitte in die Badewanne und halte dein Nachthemd hoch, ich muss dich da unten abduschen.« Schon drehte die nette Schwester Barbara den Wasserhahn auf. »Nicht zu kalt, oder?«, hörte ich sie wie aus weiter Ferne fragen. Mir war es peinlich, von einer jungen Lehrschwester den Schwanz gewaschen zu bekommen. Sie war die erste erwachsene Frau, die mich da anfasste. Das war überhaupt nicht witzig. Und zu meinem großen Schreck kam die Oberschwester herein, ohne vorher anzuklopfen.

»Immer schön die Vorhaut zurückziehen und darunter gründlich waschen, sonst bildet sich ein weißlicher Belag. Der muss

weg.« Ohne weitere Erklärungen war sie wieder draußen und ich stand da mit rotem Kopf. Schwester Barbara sah mich nicht an, sie zog langsam meine Vorhaut zurück und wusch mir die Eichel sehr vorsichtig. Mein Penis blieb zum Glück schlaff, denn die Schmerzen in den Eiern waren zu stark. Aber dennoch haben mich diese zehn Minuten für mein Leben geprägt. Manchmal wasche ich mir den Penis mehrmals täglich, ohne genau zu wissen, warum.

Alle folgenden Besichtigungen meiner geschwollenen Hoden durch Ärzte, Schwestern und Professor Rehbein, den damaligen Chef der Kinderklinik, ließen mich dann allerdings kalt. Und schämen? Das war bald vorbei. Sie hatten in diesen Tagen zu viel an mir herumgefummelt, mich mit Eisbeuteln versorgt, die Hoden hochgelegt und angefasst, um zu prüfen, wie heiß sie waren. Alle Ärzte und Schwestern hatten mich bestaunt. Von mir aus konnten sie weiterhin gucken, Eisbeutel auf meinen Hodensack legen, sich beraten und gemeinsam laut überlegen. Nur fesseln lassen wollte ich mich nicht mehr. Ich versprach sogar, immer ganz ruhig liegen bleiben zu wollen.

»Zur Visite mit dem Professor muss ich dich anbinden«, bemerkte Schwester Barbara dennoch. Sie sah mich mit großen Augen an und grinste. Kaum war die Visite beendet, band sie mich wieder los. Offensichtlich mochte sie mich.

Am zweiten Tag, abends, das Eis hatte nicht für Abschwellung gesorgt, kam wieder die Oberschwester zu mir, gemeinsam mit Schwester Barbara.

»Morgen wirst du operiert, dann hast du da nie wieder Schmerzen.« Sie blickte zu ihrer jungen Kollegin hoch. »Sie helfen dem Jungen und bereiten ihn auf die OP vor.« Und schon war sie wieder draußen. Ich blickte Barbara an.

»Mach dir keine Sorgen, das wird schon alles gut gehen. Ich komme morgen früh und bereite dich vor. Der Professor operiert dich selbst. Und jetzt schlaf gut, die Nachtschwester gibt dir noch eine Schmerz- und Schlaftablette.« Es war eine der einsamsten Nächte für mich.

Ich wusste noch nicht, was ein Einlauf mit einem Gummischlauch ist. Aber es hörte sich so grauenhaft an, dass mich erhebliche Angst beherrschte. Seit dem Tag habe ich nur sehr ungern Ärzte an meinen Hintern gelassen. Das Erlebnis mit dem Gummischlauch, dem hochgehaltenen Eimer mit Seifenlauge und das Rumoren in meinen Därmen konnte ich nie wieder vergessen.

Jede rektale Prostatauntersuchung erinnerte mich wieder daran.

Am nächsten Tag, nach der OP, bemerkte ich, dass ich keinen rechten Hoden mehr hatte. Die Schmerzen waren, entgegen den Versprechungen, allerdings nicht verschwunden. Sie hatten sich nur verlagert. Sie fühlten sich anders an, nicht mehr so dumpf, sondern so, als würde jemand an meinem Hodensack ziehen und hineinstechen. Die Oberschwester hatte die richtige Erklärung:

»Was weg ist, kann nicht mehr wehtun. Das andere heilt schnell, in ein paar Tagen bist du wieder gesund.«

Die anderen Jungs und ich hatten uns verabredet, Schwester Barbara zu fragen, wie Mädchen eigentlich pinkeln. Die Muschi war unserer Meinung nach doch nur zum Kinderkriegen da. Mutig, wie wir waren, traute sich zunächst niemand. Als ich mich schließlich allein erkundigte, weil ich Vertrauen zu ihr hatte, meinte sie nur: »Durch die Muschi, da ist noch eine kleine Röhre von der Blase kommend.«

Damit hatte Wolfgang seine Wette gewonnen, gegen sieben andere Jungs aus meinem Zimmer. Ich war der zweitälteste, Wolfgang war ein Jahr älter. Die Jungs, die aufstehen durften, kamen oft an unsere Betten. »Zeig doch mal, ob du schon Haare am Sack hast.« Und morgens, am Waschbecken, lüfteten Wolfgang oder ich das Nachthemd und zeigten, dass wir Haare hatten, auch wenn meine zum größten Teil wegrasiert waren.

Zum Entlassungstermin brachten meine Eltern ein Teeservice mit, das noch originalverpackt war. Ein Dankeschön für Schwester Barbara. Ich fand das doof und peinlich, aber sie hat sich gefreut.

Der rechte Hoden war weg. Ich trug nun für Jahre ein baumwollenes Suspensorium, nahm nicht mehr am Geräteturnen in der Schule teil, war ausgeschlossen von schulischen Fahrradtouren, vom Boxen und anderen gefährlichen Sportarten. Deshalb unternahm ich lange und weite Fahrradtouren. Die meisten Lehrer lächelten verständnisvoll, wenn ich meine Entschuldigung vorlegte, und suspendierten mich, trotz Suspensorium.

Rolex für die Herren

Willi saß im Büro neben Bergen von Mustern aus Hongkong, China, Thailand und Indien, die in den letzten Tagen ankamen. Die neue Kollektion für den Winter hatten wir einige Monate vorher entworfen. Es waren unsere Ideen, die Designer zeichnerisch umsetzen mussten. Danach hatten wir pausenlos mit Lieferanten und Agenten in Asien telefoniert, stundenlang am Telex gesessen, uns gestritten, gebrüllt, Farben ausgewählt, verworfen, neue Knöpfe ausgesucht und uns schließlich geeinigt. Danach trafen die Muster nach und nach ein. Viele waren so, wie wir sie bestellt hatten. Andere konnten wir sofort vergessen.

»Wenn man nicht jedes kleine Detail vorschreibt, geht was schief. Gefühl für Farben und Größen haben die Thais und Chinamänner einfach nicht.« Willi meckerte mal wieder in seinem üblichen Tonfall. So wie immer, wenn Muster eintrafen. Aber im Großen und Ganzen konnten wir zufrieden sein. Die Kollektion passte ins Modebild der Saison. Und Mittwoch hatten wir einen Termin bei OTTO.

»Lass uns zehn Jacken raussuchen, dazu zehn Hosen, Pullover und T-Shirts. Die Eveling beim Postshop will Kombimode sehen. Zielgruppe 2, Businessfrau bis dreißig. Die will alles möglichst schwarz, silbern und grau und dazu weiße Oberteile.«

»Wie rechnen wir? Wie immer?« Ich machte die Kalkulation für das OTTO-Angebot. Unser Aufschlag auf die verzollten Preise betrug damals mindestens 52 Prozent. Für hochmodische Artikel berechneten wir meistens sogar glatte 75 Prozent. Jedes Teil wurde an die Gitterwand gehängt, kombiniert mit anderen Modellen, begutachtet und geprüft. Dann kam die entscheidende Frage:

»Was wird OTTO dafür kassieren?« Natürlich hatten wir für alle Artikel die Auswertungen aus vorherigen Katalogen im Büro. Wir blätterten nach dem Artikel, rechneten vom Katalogpreis 180 bis 230 Prozent Aufschlag zurück. Das war dann der durchschnittliche Einkaufspreis für Katalogmode, den wir mit unserer Kalkulation verglichen und anpassten.

»Hast du Preise aus den Boutiquen und aus dem Modezentrum? Warst du bei Peter und Harry?« Natürlich hatte ich auch

dort die Preise für aktuelle, neue Mode gecheckt. Die Gebrüder Struck waren gute Bekannte von uns. Wir kauften dort für uns und unsere Freundinnen das, was wir selbst zum Anziehen brauchten. Meistens topaktuelle Mode.

Jedes Mal besprachen wir mit Harry die Preise. Er war Großhändler und lieferte an den Einzelhandel. Dabei rechnete er mit durchschnittlich 80 Prozent Aufschlag auf seine Einkaufspreise. Es war eine verrückte Zeit. Modische Jeans mit Stickerei kauften wir für je elf D-Mark ein und gaben sie für 19 Mark weiter. Die Versandhäuser verkauften diese Hosen per Katalog schließlich für 59 oder sogar 69 D-Mark.

Bereits einige Jahre zuvor hatten wir in etlichen Versandhaus-Abteilungen unsere Modeartikel untergebracht. In einer Saison waren wir sogar von null auf 146 unterschiedliche Modelle gekommen. Alle Teile waren in die verschiedenen Kataloge des Hamburger Versandhauses aufgenommen worden. Willi und ich waren als Team tätig. Der eine oder andere hielt uns für schwul. Vielleicht, weil wir immer zu zweit auftraten.

Um Vertrauen zu schaffen, war manche Nacht auf der Reeperbahn sowie bei Wolfgang in der »Schlachterbörse« erforderlich, dem damaligen Hamburger Promitreff, direkt am großen Eisentor des Schlachthofs. Bei einpfündigen Kalbskoteletts mit Bratkartoffeln, bei Bier und Korn verhandelte es sich leichter und Freundschaften ließen sich dauerhaft aufbauen. Oft saßen wir dort bis morgens um fünf Uhr. Es war eine bunte Gesellschaft: Schlachter und Fleischträger in blutigen, ehemals weißen Kitteln, Nacht-Feiernde im reichlich zerknitterten Smoking und einige etwas zerknautscht und müde aussehende Nutten vom Hamburger Kiez. Prominente feierten dort ebenfalls, wie zum Beispiel Heinz Rühmann einen seiner Geburtstage.

So waren unter anderem mit Gabriel Gehwohl, dem »Kinder«-Einkäufer, unzählige Besuche in der Bar des Elysee-Hotels notwendig gewesen. Er bearbeitete den gesamten textilen Bereich für Kleinkinder, also Mädchen und Jungen bis zu sechs Jahren.

Besonders auf den gemeinsamen Reisen nach Fernost, nach Indien und Thailand bauten wir sehr gute Beziehungen zu den Einkäufern und Einkäuferinnen auf. Denn wir kannten uns in den Ländern aus, bei Lieferanten und Agenturen, machten für die Damen und Herren Freizeitvorschläge und organisierten so

manches Wochenende an der See. Als Geschenke verteilten wir gern Cartieruhren für die Damen und Rolex für die Herren.

Die Einkäuferinnen aus den Abteilungen für Damenmode mochten uns. Sie gaben Hinweise und Tipps, welche Moderichtung sie sich für die kommende Saison wünschten. Sie gaben uns Muster zum Kopieren und Farbkarten für die Katalogseiten. Sie stellten uns ihre Ideen für die von ihnen betreuten Katalogseiten vor und wir beschafften die entsprechenden Muster. Somit wussten wir, was sie wollten und benötigten, ihre und unsere Arbeit wurde dadurch einfacher und effektiver. Für unsere Firma konnten wir Vertrauen aufbauen und jahrelang große Aufträge buchen.

Es war ein Persönlichkeitsgeschäft, wir waren Mitte dreißig, mitten drin im Leben und wussten, wo »man« in Hamburg hinging, was »in« und wer der beste Italiener am Großneumarkt war. Abends standen wir oft im »Schwenders« oder im »Uhlenspiegel«, erzählten, flirteten, hatten gute Sprüche drauf und waren unabhängig.

Alles war auf Sex fixiert. Zu der Zeit wurde die sexuelle Unabhängigkeit propagiert und die Pille erfunden. Es waren die 1970er-Jahre. Woodstock und Flower-Power hatten die persönliche Einstellung zu Sex und Gesellschaft verändert. Die Mode war bunter und ungezwungener geworden, die Freizeitgestaltung ebenfalls.

Die ersten Diskos kamen auf. Nachtlokale, in denen man sehr gut auch nach Mitternacht noch essen konnte, wurden eröffnet. Chinesen betrieben authentische Restaurants und man entwickelte eine gute Beziehung zu »seinem« Italiener. Man sprach offen aus, was man wollte, gab entsprechende Zeichen und ging abends selten allein nach Hause.

Wir wühlten in den neu eingetroffenen Mustern. Sortierten Hosen, Jacken, T-Shirts, Pullover und Röcke und verglichen die Farben mit den Farbkarten, die wir von den Einkäufern bekommen hatten. Jede Seite im Katalog wurde zu Farbthemen zusammengestellt, kombiniert und skizziert. Wer ein besonders gutes Verhältnis zu den Einkäufern hatte, saß stundenlang mit ihnen zusammen und besprach die einzelnen Themen der Katalogseiten.

Manchmal erhielten wir von Einkäuferinnen einige Musterstücke von anderen Lieferanten. Genauso erging es aber auch

etlichen unserer Muster. Plötzlich fanden wir auf den Seiten eines anderen Versandhauskataloges unsere Modeteile wieder. Wir erkannten unsere Drucke oder Stickereien auf T-Shirts und Jeans, fanden unseren Spitzenbesatz an Damenblusen wieder und erkannten Verpackungen, die wir entworfen hatten.

Es war ein Nehmen und Geben, das wussten wir und verhielten uns entsprechend ruhig. Als Basisidee, als Anregung, waren die Hinweise der Einkäuferinnen wertvoll für uns. Mit erhobenem Zeigefinger wurden wir von ihnen aber stets ermahnt, nicht direkt zu kopieren. »Drei Dinge müsst ihr mindestens ändern. Macht doch andere Kragen, eine doppelte Knopfleiste, vielleicht noch eine Kapuze. Und daraus erstellt ihr eine neue Serie.«

Das waren die üblichen Vorschläge. Wir wussten, wozu sie gut waren, und hörten auf diese Bemerkungen, die für uns als Anweisungen galten. Für jeden Besuch produzierten wir beide aber auch eigene neue Ideen, legten Muster vor und besprachen Vorschläge einzelner Katalogseiten.

Als wir eines Tages erstmalig mit Doppelpacks für Kinderbekleidung »Karo und Streifen, Hemd und Pullunder, Pullover und Kinderhose« in die Vorlage für den Herbstkatalog gingen, waren wir die Gewinner.

»Sensationell, wir erwirtschaften mit einer Artikelnummer den doppelten Umsatz«, meinte Gabriel Gehwohl, der zuständige Einkäufer für Kleinkinderbekleidung. Einige Tage später berichtete er uns, wie sein Chef, der Zentraleinkäufer für Kindertextilien, begeistert von unseren Mustern geschwärmt hatte. Selbstverständlich hatte G.G. das System der Doppelpacks als seine Idee verkauft.

Wir waren aber schon wieder weiter. Damenslips in 3er-, 5er-, 10er-Packungen und in großen Größen. Wir waren die ersten, die Unterwäsche für Damen in den Größen bis 52 als Mehrfachpackung anboten. Damit machten wir den Einkauf für Frauen dieser Konfektionsgröße angenehmer. Sie konnten nun günstiger per Post aus dem Katalog bestellen. Der ihnen selbst oft peinliche Besuch in einem Fachgeschäft oder Kaufhaus mit persönlicher Bedienung hatte sich damit erübrigt. Die Idee mit den Kombi-Verpackungen weitete sich sehr schnell aus. T-Shirts in Multipacks, Socken, Herrenunterhosen und die neuen Boxershorts in Seide gab es plötzlich bei den unterschiedlichsten Lieferanten im Doppelpack.

Wir sammelten in Fernost so viele Muster, wie wir bekommen konnten. Alles dekorierten wir in wieder benutzbaren Klarsichtverpackungen. Kleine Kulturtaschen, Strandbeutel, eckige Taschen für Musikkassetten mit Damenwäsche. Damit waren wir auch Verkaufsgewinner bei EduScho, dem damaligen Bremer Kaffeeröster, der Jahrzehnte später an Tchibo verkaufte

Elfi, Blut an der Lippe

Mit einem kleinen Blumenstrauß stand ich um kurz nach acht in der Ränzelstraße und hatte bereits dreimal bei Elfi. P. geklingelt. Vergeblich. Nichts tat sich. Entweder war die Klingel kaputt oder ich war einer Finte aufgesessen. »Noch ein Versuch und dann ist Asche«, brummte ich vor mich hin. Also, Daumen auf die Klingel – ich drückte sehr lange.

Es summte, verblüfft erschrak ich. Hinter der breiten Haustür sah ich ein gepflegtes Treppenhaus aus den 1920er-Jahren, Hamburger Klassik, rote Bodenfliesen mit Girlandenmustern. Alles Ton in Ton. Unten an den Wänden klebten die typischen royalblauen, geflammten Kacheln, darüber die Borde mit den Jugendstil-Blütenmustern auf gelbem Grund.

»Dritte Etage«, hörte ich sie von oben rufen, als ich schon auf den braunen, leicht abgetretenen Linoleumstufen auf dem Weg nach oben war. Es roch nach Bohnerwachs, wie immer in diesen Treppenhäusern. Es gab drei Wohnungen auf einer Etage, meistens mit einem Namen neben dem Klingelknopf, oft auch mit zweien. Vor den Türen Fußmatten. Sagen Fußmatten etwas über die Bewohner aus? Sicherlich, dachte ich. Sie sind zu unterschiedlich. Warum legen sich manche Leute so was Abartiges vor die Tür? Schwarzes Gummigeflecht auf Draht.

»Noch eine höher«, tönte es mir fröhlich entgegen. »Drei Etagen halten schlank. Das jeden Tag sechsmal.« Vor ihrer Tür lag eine Kokosmatte. Das Namensschild mit der Klingel in Form einer Katze. Innerlich verdrehte ich die Augen. Eigentlich zu bürgerlich. Mit ausgestecktem Arm, die Blumen in der Hand, ging ich auf sie zu.

»Komm rein. Häng deine Jacke auf. Hast du schon mal geklingelt? Ich war am Kochen. Das Radio war etwas zu laut und die Katze nervte, wollte raus.«

Sie trug eine Lederhose, schwarz glänzend. Dazu ein schlichtes, weißes amerikanisches T-Shirt mit hochgekrempelten, kurzen Ärmeln. Die Kastanienflut ihrer Haare war nass nach hinten gekämmt.

»Ich wollte gerade wieder weggehen. Dreimaliges Klingeln müsste eigentlich reichen.«